

Eine sehr angenehme Plage. Die Dichterin Helmina von Chézy

In dem Roman *Das steinerne Herz*¹ von Arno Schmidt aus dem Jahr 1956 stößt der Protagonist Walter Eggers in der Berliner Staatsbibliothek auf: „[...] hinten in 30 Kassetten der Nachlaß Helminas von Chézy; auch noch unausgewertet ; na, 's war ne ziemlich dumme Gans gewesen. Trotz des Euryanthe-Textes [...]“.²

Tatsächlich beherbergt nicht die Staatsbibliothek, sondern die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2,7 laufende Meter an persönlichen Unterlagen, Manuskripten, darunter Gedichte, Aufsätze, Erzählungen, und einen Teil ihrer ausufernden Korrespondenz. Ehemalige Bestände aus der Preußischen Staatsbibliothek, nicht weniger umfangreich, befinden sich heute im Varnhagen von Ense-Nachlass in der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau.

Seit 1956 hat sich Einiges getan, die Nachlässe sind gesichtet, katalogisiert, Beiträge zu verschiedenen Publikationen beschäftigten sich mit Teillaspekten des Werkes von Helmina von Chézy³, aber ins Bewusstsein der breiten

- 1 Arno Schmidt, *Das steinerne Herz. Historischer Roman aus dem Jahre 1954 nach Christi*, Erstveröffentlichung Karlsruhe 1956.
- 2 In: Schmidt, *Das steinerne Herz*, Bargfelder Ausgabe, Werkgruppe 1: Romane, Erzählungen, Gedichte, Juvenilia, Bd. 2, Zürich 1986, S. 90.
- 3 U.a. *Rosamunde. Drama in fünf Akten von Helmina von Chézy. Musik von Franz Schubert*, hg. von Till Gerrit Waidelich, (Veröffentlichungen des Internationalen Franz-Schubert-Instituts, Bd. 12), Tutzing 1996, S. 5–74; Irina Hundt, „Wäre ich besonnen, wäre ich nicht Helmina“. *Helmina von Chezy (1783–1856) – Porträt einer Dichterin und Publizistin*, in: *Autorinnen des Vormärz* (Jahrbuch Forum Vormärz Forschung 1996), hg. von Helga Brandes, Bielefeld 1997, S. 43–79; Tilman Spreckelsen, *Ein furchtbarer Wechsel ist über die Erde gekommen. Helmina von Chézy und ihr Roman „Emma“ (1817)*, in: Ebd., S. 81–92; Till Gerrit Waidelich, „Durch Webers Betrügerey die Hände so gebunden“. *Helmina von Chézys Kampf um die Urheberrechte an ihrem Euryanthe-Libretto in ihrer Korrespondenz und Brief-Entwürfen*, in: *Weberiana*, Heft 18 (2008), S. 33–68 sowie Oswald Panagl, *Bewundert wenig und viel gescholten. Helmina von Chézy als Textdichterin für Carl Maria von Weber (Euryanthe) und Franz Schubert (Rosamunde)*, in: *Die ‚Schaubühne‘ in der Epoche des Freischütz. Theater und Musiktheater der Romantik. Vorträge des Salzburger Symposions 2007*, hg. von Jürgen Kühnel, Ulrich Müller und Oswald Panagl (Wort und Musik, Bd. 70), Anif 2009, S. 423–435.

Öffentlichkeit ist sie nicht gedrungen. Nach wie vor – wenn sie denn nicht in einem Streich als marginale Erscheinung abgetan wird – greift man eifrig auf die ungünstigen Urteile zurück, die von den Zeitgenossen, und zwar denen aus der Musikwelt, zum Teil nach spannungsreicher persönlicher Bekanntschaft oder aus feuilletonistischem Übermut über sie gefällt wurden. „das Weib ist wirklich ein Scheusal“, wütete Carl Maria von Weber⁴, der sie zu fürchten lernte. Der österreichische Dichter und Dramatiker Ignaz Franz Castelli beschrieb sie in seinen Memoiren so: „Da saß in meiner Küche [...] eine Frau auf der Erde, zwischen zwei großen Cartonnen, welche ich eher für eine Hausmeisterin als für eine Dichterin gehalten hätte, es war Frau von Chezy.“⁵ Der Schriftsteller und Theaterkritiker Friedrich Wilhelm Gubitz schilderte sie als eine Frau, die „vom frühesten Bewußtsein an verkehrt freiheitswahnlich geleitet, bei schätzenswerthem Verstande unter herzlicher Zutulichkeit mit bestem Willen meist auf irrigem Wege, demnach auch stets fern war von innerem Frieden.“⁶

Zunächst einmal war sie eine von den Zeitgenossen hochangesehene Dichterin mit einer geradezu überbordenden Produktivität, zeitweilig galt sie als eine der besten lebenden Dichterinnen. Der Hohn, der ihr aus der Opernwelt ihrer Zeit entgegenschlug, wurde vom Lesepublikum ihrer zahlreichen Gedichtbände, Novellen, Romane, Reisebeschreibungen und Übersetzungen überhaupt nicht geteilt. Im Gegenteil, man war, ob bürgerlich, adelig oder gar gekrönt, stolz, sie empfangen zu dürfen oder sie finanziell zu unterstützen. Denn sie lebte von ihren Einnahmen aus Publikationen und musste sich und ihre zwei Söhne allein ernähren.

Spricht aus den Urteilen nicht vielleicht eher Irritation darüber, dass sich eine Frau so empörend unweiblich in einen von Männern dominierten Buch- und Theatermarkt drängte, männliche Verhandlungsmethoden übernahm, vor Abweisungen nicht zurückschreckte und dabei doch auch ganz berechnend weibliche Tricks einsetzte, Tränen und Hinweise auf ihr zartes Weibsein, wenn ihr Weg nicht zum Ziel führte? Sie war eine außergewöhnlich

4 Carl Maria von Weber an Caroline von Weber am 22. August 1823 (A042155).

5 Ignaz Franz Castelli, *Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes, Erlebtes und Erstrebtes*, Bd. 3, Wien 1861, S. 237.

6 *Bilder aus Romantik und Biedermeier: Erlebnisse von F. W. Gubitz*, hg. von Paul Friedrich, Berlin 1922, S. 331f.

moderne Frau, die sich um Konventionen nicht scherte, ihre Zeitgenossen oft mit erbarmungsloser Ehrlichkeit vor den Kopf stieß und die postulierten und unausgesprochenen gesellschaftlichen Regeln schlicht ignorierte. Dass sie im persönlichen Umgang schwierig bis unausstehlich gewesen sein soll, ist eine andere Geschichte – aber hier überschneiden und verwirren sich die Erzählungen über sie und führen dazu, das eine mit dem anderen zu verwechseln.

15 Jahre vor ihrem Tod hatte Heinrich Heine sein berühmtes *Deutschland. Ein Wintermärchen* verfasst. Und darin heißt es: „Die alte Karschin ist gleichfalls todt, Auch die Tochter ist todt, die Klenke; Helmine Chézy, die Enkelin, Ist noch am Leben, ich denke.“⁷

Ihre Großmutter, Anna Louisa Karsch⁸, geboren als Gastwirts-tochter, war als Rinderhirtin verdingt, lernte bereits mit fünf Jahren lesen und schreiben und wurde eine gefeierte Dichterin. Zweimal ließ sie sich scheiden, vom ersten Mann, weil er gewalttätig, vom zweiten, Karsch, weil er ein Trinker war, und blieb allein mit sieben Kindern. Zunächst nur bei Familienfeierlichkeiten im schlesischen Glogau verfasste sie Gelegenheitsgedichte, mit denen sie immer weiter bekannt wurde. So auch in Berlin. Mit 39 Jahren begann dort ein neues Leben für sie, und als erste ‚Poetry Slammerin‘, die zu aufgegebenen Themen aus dem Stegreif Gedichte zu verfassen vermochte, wurde sie zu einer Exotin in den Berliner Salons. Sie wurde angestarrt und bejubelt wie ein possierliches Tierchen – die Rindermagd



Porträt der Anna Louisa Karsch von Karl Christian Kehler (1791)

7 Heinrich Heine, *Deutschland. Ein Wintermärchen*, Hamburg 1844, S. 79.

8 Die Karsch war die erste finanziell unabhängige Berufsschriftstellerin Deutschlands.

kann dichten! Welch eine Naivität, welch schlichte Natürlichkeit, aus einem so unverbildeten Gefühl heraus literarisch arbeiten zu können! Sie lebte von Publikationen und finanzkräftigen Gönnern. Vom preußischen König Friedrich II., dem sie wiederholt Huldigungsgedichte schrieb, erhoffte sie sich lange und vergeblich eine Förderung, erst Friedrich Wilhelm II. ließ ihr ein Haus am Hackeschen Markt errichten, wo sie 1791 starb.

Ihre Tochter, Caroline Luise (1754–1802), wurde 1754 in der zweiten Ehe der Karschin geboren, aber schon früh von Mutter und deren geschiedenen Mann getrennt, wuchs bei Fremden auf und kehrte erst mit 14 Jahren zurück. Im gleichen Jahr wurde sie verheiratet, mit ihrem Stiefbruder Hempel, mit 16 Jahren bekam sie ein erstes Kind. Auch ihre zweite Ehe mit Carl Friedrich von Klencke (ca. 1760–nach 1825), in der ihre Tochter Wilhelmina Christiane geboren wurde, war nicht glücklich und wurde ebenso geschieden. Und auch sie musste als Dichterin, erste Biographin ihrer Mutter und als allein-stehende Frau ihren Lebensunterhalt mit Publikationen bestreiten. Solange ihre Mutter lebte, empfand sie sie als Konkurrentin auf dem Buchmarkt, nach ihrem Tode wusste sie deren Berühmtheit für sich zu nutzen.

Als die kleine Wilhelmina 1783 geboren wurde, waren ihre Eltern bereits geschieden und sie wuchs zeitweise bei ihrer Großmutter auf. Will man sich auf ihre eigenen Erinnerungen⁹ verlassen, am Ende ihres Lebens, schon erblindet ihrer Nichte diktiert, stellen wir uns ein harmonisches Leben zwischen zwei berühmten Frauen vor. Da wird von einer Audienz bei der preußischen Prinzessin Friederike mit drei Jahren berichtet, der Hoffnung, als Patenkind des preußischen Königs eine Förderung zu bekommen, die sich aber in Luft auflöste. Einiges erfährt man über ihre ersten Lebensjahre in den Briefen der Karschin an Johann Wilhelm Ludwig Gleim¹⁰ in Halberstadt.

Bereits zwei Monate nach ihrer Geburt konnte die Mutter nicht mehr stillen¹¹ – das sei, so Gleim, kein Schade, die Kinder von Wieland seien auch alle mit Kuhmilch und Zwieback groß geworden¹² – aber nein, berichtet

9 Helmina von Chézy, *Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben*, 2 Teile, Leipzig 1858.

10 „Mein Bruder in Apoll“: *Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim*, Bd. 2: Briefwechsel 1769–1791, hg. von Ute Pott, mit einem Nachwort von Regina Nörtemann, Göttingen 1996.

11 Karsch an Gleim am 1. März 1783, in: „Mein Bruder in Apoll“ (wie Anm. 10), S. 169.

12 Gleim an Karsch am 5. März 1783, ebd., S. 173.

ihm die Karschin, das Kind sei wieder „an die Milchgefäße der Natur“¹³ gekommen, man habe eine Amme gefunden, „dorffmäßig stark gebaut, hatt aber so viel Sannffttes imm Thon Ihrer Rede als nur irgend Eine wolerzogne Großstädterrin haben kann, Sie Tännelt des Nachts so Süs, so Mütterlich, so leise mitt Mienchen, dass es Ihr Caroline nicht nachmachen könnnte, [...]“¹⁴

Mit neun Monaten wurde das Kind krank, worüber die Großmutter voller Sorge nach Halberstadt berichtet: wässrig sähe sie aus und mache ein miss-mutiges Gesicht. Aber auch das überlebte die Kleine, was nicht selbstver-ständiglich war– nur jedes dritte Kind überlebte sein erstes Lebensjahr.

Schon mit sechs Jahren wurde das Mienchen genannte Mädchen in die Rivalitäten der beiden Frauen einbezogen, über die sie selbst in ihren Memoiren kein Wort verlor. Auch öffentlich wüteten die beiden Frauen in den schärfsten Tönen gegeneinander, und zu Hause lernte das Kind, diploma-tisch nicht Partei zu ergreifen. So schrieb die Großmutter an Gleim:¹⁵

„[...] meine Ennkelin, ein Sehr kluges Kind, sagte neulich zu mir, Ja, ich wills ihnen wol erklären, Erst wird Mama ärgerlich, hernach Tobt Sie, nennt Ihnen altes Vieh, und mancherley, und wenn Sie nicht da Sind, nennt Sie Ihnen wieder GroßMutter, so sprach daß Kind, welches Seit den MayMond in die schule ging und schon alle bücher lesen kann, und schon bäume, blumen, Sonne, Mond, sterne und sich selbst abzeichnen will, es Ist ein allerliebstes Kind, aber ich Muß mich hütten irgend eine junge Pflanze zu loben, [...]“

Zu Helminas Ausbildung (sie selbst gab sich diesen Namen, es ist aber nicht festzustellen, wann genau das geschah), die ihre Mutter übernahm, gehörten Lesen und Schreiben, Französisch, Zeichnen, Nähen und Physik – aber keine Hausarbeit.

1791 starb die Karschin in Berlin, und Helmina von Chézy berichtet, sie und ihre Mutter seien nicht von ihrem Sterbelager gewichen¹⁶. Auf dem Sophienkirchhof in Berlin habe sie ihre letzte Ruhestätte gefunden, und immer wieder seien sie beide zum Grab gepilgert und hätten heiße Tränen geweint.

13 Karsch an Gleim am 9. März 1783, ebd., S. 175.

14 Ebd., S. 175.

15 Karsch an Gleim am 1. Februar 1789, ebd., S. 311.

16 H. v. Chézy, *Unvergessenes* (wie Anm. 9), 1. Teil, S. 96.

„Meine Mutter glaubte, sie müsse mich meinen eigenen Gang ungehindert gehen lassen; sie freute sich, daß ich schrieb, und erzählte mir viel Geschehenes, um mich dahin zu bringen, mir einen Stoff auszuwählen; [...] Ich hatte das vierzehnte Jahr erlangt; in den Augen meiner Mutter war ich ein Meisterwerk der Schöpfung; [...]“¹⁷

Das blieb nicht ohne Auswirkungen auf das Mädchen, das immer versponnener wurde und in einer Phantasiewelt lebte, aus der es nur ab und zu mit Mühe geholt werden konnte. Das Lesen von Büchern galt in der kleinen Mutter-Tochter-Familie als Luxus, Müßiggang, der an den Werktagen verboten war – Nähen hingegen wurde gern gesehen, Schreiben und Zeichnen auch. Das Mädchen bemalte Medaillons, in die Gedichte der Mutter eingefügt wurden, und damit glaubten die beiden Frauen, könne man die Haushaltskasse ein wenig auffüllen. Der gute Name der Karschin öffnete die Tür zu Daniel Chodowieckis Atelier in Berlin. Der Meister trug dem Mädchen auf, Ohren und Nasen zu zeichnen, aber ihr Talent für eine Karriere als Zeichnerin hielt er für nicht ausreichend¹⁸.

Helmina war jedoch kein typisches Mädchen des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Von ausgesprochener Unbekümmertheit, schneller Auffassungsgabe und ungeheurem Selbstbewusstsein sog sie an Bildung auf, was sie bekommen konnte. Aber unsystematisch und lückenhaft. Sie schrieb geradezu hemmungslos und leicht. Offen bis zur Naivität mit einer überdurchschnittlichen Beobachtungsgabe vertraute sie zuallererst ihrem Menschenverstand und der Natur. Mit 14 Jahren verfasste sie ihre erste, sehr umfangreiche Autobiographie, die leider verloren gegangen ist.

Jedoch im Hause Klencke war das Geld knapp und die Zukunftsaussichten düster. Welche andere Möglichkeit hätte das Mädchen gehabt, als eine Ehe einzugehen? Mit 16 wurde sie an Gustav Freiherr von Hastfer verheiratet, zwölf Jahre älter als sie, aber nur mit einem kleinen Vermögen ausgestattet, so dass es ihm als preußischem Offizier eigentlich nicht gestattet war zu heiraten. Mutter von Klencke verschrieb ihm also ihr Haus, und auch Verwandte borgten Geld. Das junge Paar besuchte Bälle und Picknicks, die junge Ehefrau, 17 Jahre alt, bezauberte in den schönsten Garderoben und

17 H. v. Chézy, *Unvergessenes* (wie Anm. 9), 1. Teil, S. 117f.

18 Ebd., S. 116.

hielt sich darüber hinaus für eine ganz großartige Dichterin. Bald aber war es selbst für sie, die in höheren Sphären schwebte, nicht mehr zu übersehen, dass das Finanzgebäude ihres Gatten großartig zusammenbrach, und sie reichte die Scheidung ein.

Bald schon tauchte ein neuer Stern am Himmel auf: Jean Paul, dessen *Hesperus* sie wieder und wieder las. Der Dichter kam selbst nach Berlin, und Helmina wurde ihm vorgestellt. Sofort verliebte sie sich in ihn, und er las ihre dichterischen Versuche, ihre zahllosen Romananfänge und Gedichte. Er nahm sie ernst! Wie sollte er auch nicht, wenn ihm doch eine so hingerissene, grenzenlose und flammende Begeisterung entgegen strahlte. Nur leider blieb es dabei, denn hinterrücks verlobte er sich mit Caroline Mayer (1777–1860), die er kurz darauf ehelichte. Wieder eine Hoffnung dahin.

Aber da gab es ja noch Madame Genlis, eine Französin, Stéphanie-Félicité Du Crest (1746–1830), durch Heirat eine Comtesse de Genlis und Marquise de Sillery, eine höchst kapriziöse Dame, die 1791 vor der Revolution aus Frankreich fliehen musste. Harfenistin, Dichterin von allein über 100 frivolen Romanen und einer Menge moralischer Lustspiele, die vor allem eines auszeichnet, nämlich, dass darin keine männlichen Rollen vorkommen; eine strenge Katholikin und heftige Gegnerin der Madame de Stael und Voltaires. Eine fleischfressende Pflanze, die Genlisea¹⁹, ist nach ihr benannt.

1801, unter dem Napoleonischen Konsulat, durfte sie nach Frankreich zurückkehren. Und genau dorthin wollte sie Helmina als Ziehtochter mitnehmen, nach Paris, wo jeder mit einem bisschen Talent sein Glück machen könne. Mutter von Klencke kratzte mühselig das Reisegeld zusammen, tränenreich nahm man am Leipziger Tor Abschied voneinander (die beiden sollten sich nie wieder sehen), und ab ging die Reise in eine glanzvolle Zukunft.

Nach einer aufregenden Kutschfahrt, während der sie zum ersten Mal richtige Berge und den Rhein sah, traf Helmina am 2. Juni 1801 in Paris ein²⁰. Wie hochgespannt waren ihre Erwartungen, besonders an die Fürsorge der

19 Die Genlisea zählt zur Familie der Wasserschlauchgewächse (Lentibulariaceae), von denen 29 Arten fleischfressend und in Amerika, Afrika und Madagaskar beheimatet sind. Die Gattung erhielt ihren Namen 1883 von dem französischen Botaniker Augustin François César Prouvençal de Saint-Hilaire.

20 H. v. Chézy, *Unvergessenes* (wie Anm. 9), 1. Teil, S. 185.

Madame Genlis – und wie schwer enttäuscht wurde sie ein weiteres Mal. Die Dame hatte Besseres zu tun, als sich um die Ziehtochter zu kümmern, denn sie hatte ein lohnenderes Objekt für ihre Mütterlichkeit aus Berlin mitgebracht, einen Knaben namens Kasimir, nach Helminas Berichten ein ungezogener Lümmel, der ihr das Leben im Haushalt schnell und gründlich verleidete. Zudem hatten sich die Hoffnungen der Genlis nicht erfüllt, bei ihrer Rückkehr eine Entschädigung für erlittene Verluste während der Revolution zu erhalten. Das Geld im Haus war also auch hier knapp. Aber Helmina wurde in die bessere Gesellschaft der Stadt eingeführt, in die Salons, die Literatur- und Theaterkreise, wo sie mit ihrem ausgezeichneten Französisch schnell Kontakt fand. Bereits nach wenigen Wochen bezog sie eine eigene jämmerliche Wohnung unter den Dächern von Paris und sah sich, wie zuvor ihre Großmutter und ihre Mutter, vor die Notwendigkeit gestellt, ihren Lebensunterhalt selber zu verdienen. Und das tat sie: tatkräftig, unbeirrbar, selbstbewusst und energisch erreichte sie es, mit einer Serie von Berichten aus Paris vor die deutsche Leserschaft zu treten. Zunächst in Friedrich Maurers *Eunomia*²¹, ab 1803 für Johann Friedrich Cottas *Französische Miscellen*²², die sie zeitweilig allein redaktionell betreute. Aber schon bald stieß sie auf erbitterten Widerstand, denn sie scheute sich nicht, sehr genau hinzuschauen und das Gesehene schonungslos zu schildern. Ein für das preußische drillgewohnte Militär recht ungünstiger Vergleich mit der französischen Bürgerarmee²³ ist ein Beispiel dafür. Er behandelte in dem in Frankreich um 1800 eingeführten Genre des Feuilletons ein in Preußen leidenschaftlich diskutiertes Problem: die Reform des feudal geordneten Militärs. Die Katastrophe von Jena und Auerstedt (1806) hatte dies auch den gutwilligsten Militärs deutlich vor

21 *Empfindungen und Erfahrungen einer Deutschen in Paris*, in: *Eunomia. Eine Zeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts. Von einer Gesellschaft von Gelehrten*, hg. von Feßler und Fischer, 2. Jg., 2. Bd., Berlin (August) 1802, S. 97–127.

22 Nach dem Vorbild seiner *Englischen Miscellen* gab der Tübinger Verleger Johann Friedrich Cotta die *Französischen Miscellen* heraus. Die *Französischen Miscellen* beinhalteten Ankündigungen von neuen Büchern und Ausstellungen, Moden, Sittenschilderungen, Anekdoten, Biographien, sonderbare Vorfälle, die Inhalte neuester Theaterstücke, Nachrichten von neuen Musikalien etc.

23 Helmina von Hastfer, *Gespräch einer jungen Preussin mit einem französischen General (beym Anblicke des Exercirens der muntern Dragoner Brigade, von Oberst Horaz Sebastiani kommandiert)*, in: *Französische Miscellen*, Bd. 1, Tübingen 1803, S. 16–23.

Augen geführt, und zahlreiche Schriften entstanden (u.a. von Carl von Clausewitz, Achim von Arnim, Gerhard von Scharnhorst), die dringend Reformen anmahnten. Ob es diese Texte waren, die den Verleger Cotta bewogen, ihr in der Redaktion der *Französischen Miscellen* zunächst Johann Gottfried Schweighäuser (1776–1844) und als naturgeschichtlich-medizinischen Sachverständigen Michael Friedländer (1767–1824) zur Seite zu stellen, ist nicht gewiss. Helmina von Chézy selbst beklagte in einem bisher unveröffentlichten Text ihre Absetzung als „Chefredakteurin“²⁴, und tatsächlich reduzierte sich in Folge die Anzahl ihrer Beiträge.

Was blieb ihr übrig, als auf eigene Verantwortung weiter zu schreiben und zu publizieren. 1805 und 1806 erschienen ihre zwei Bände *Leben und Kunst in Paris seit Napoleon dem Ersten* bei Friedrich Justin Bertuch in Weimar, die aber 1811 von Napoleon verboten wurden, weil sie darin ein baldiges Ende der napoleonischen Herrschaft und eine Rückkehr der Bourbonen auf den Thron prophezeite. Die zwei Bände (nun zusammengefasst in einem) liegen seit 2009 in einer exzellent kommentierten Neuausgabe vor²⁵ und zählen in Frankreich zum Besten, was in deutscher Sprache über das kulturelle Leben in Paris zur Zeit des Empire geschrieben worden ist²⁶.

Eine andere Freundschaft sollte für ihre spätere Arbeit größere Bedeutung erlangen. Die Schriftstellerin Dorothea Schlegel und der Philosoph, Schriftsteller, Literatur- und Kunstkritiker, Historiker und Altphilologe Friedrich Schlegel, die nach dem dramatischen Ende der Wohn- und Arbeitsgemein-

24 So in Irina Hundt (wie Anm. 3), S. 63.

25 Helmina von Hastfer, geb. von Klenk, *Leben und Kunst in Paris seit Napoleon dem Ersten*, 2 Teile, Weimar 1805/06; Neuausgabe: Helmina von Chézy, *Leben und Kunst in Paris seit Napoleon dem Ersten*, hg. von Bénédicte Savoy, kommentiert von Mara Bittner, Berlin 2009.

26 Mehrere französische Autoren beschäftigen sich in jüngerer Zeit mit dem Wirken Helmina von Chézys in Paris, so u.a. Thomas W. Gaethgens, *Les visiteurs allemands du musée Napoléon*, in: *Les Vies de Dominique Vivant Denon*, T. II, hg. von Daniela Gallo, Paris 2001; David Blankenstein und Malte Lohmann, *Helmina von Chézy*, in: *Dictionnaire des historiens d'art allemands*, hg. von Michel Espagne und Bénédicte Savoy, Paris 2010, S. 35–42; Georges Solovieff, *Une irréductible: Helmina de Chézy (1783–1856)*, in: Georges Solovieff, *Cinq Figures féminines méconnues du Romantisme allemand*, Reims/Paris, Firmin-Didot, 2005, S. 233–299.; Nina Struckmeyer et David Blankenstein, *Saisir la vie, transférer des savoirs: Helmina von Chézy à Paris sous le Premier Empire*, in: *Histoire de l'art*, Nr. 64, 2009, S. 95–102.

schaft in Jena 1802 nach Paris übergesiedelt waren, hatten zunächst große Mühe, in der „Hauptstadt der Welt“ Anschluss zu finden. Helmina war eine der ersten Deutschen, deren Bekanntschaft die Schlegels dort machten²⁷. Man sah die Achtzehnjährige gern in den Salons, denn sie war eine fröhliche und tüchtige junge Frau mit Sinn für Außenseiter, Klatsch und dazu von großer Hilfsbereitschaft. Und wahrscheinlich sahen sich die beiden Frauen als ebenbürtig an: hier die Enkelin der Karschin, da die Tochter des berühmten Moses Mendelssohn. Zunächst führte Helmina sie in Paris herum, machte sie mit ihren Freunden bekannt und erleichterte ihnen die Eingewöhnung in der Stadt mit ihren schroffen sozialen Gegensätzen. Gemeinsam bezogen sie eine Wohnung in der Rue de Clichy 19, am Fuße des Montmartre, und Helmina begann für Schlegels Zeitschrift *Europa* zu schreiben – wobei Schlegel ihre Texte vor allem zur Belebung der Zeitschrift und zum Amüsement seiner Leser aufnahm²⁸. Aber so ganz nebenbei übersetzte sie auch für ihn aus dem Altfranzösischen, darunter die



Bildnis des Antoine Léonard de Chézy
Lithographie von Julien Léopold Boilly (1821)

27 Im Folgenden nach: Carola Stern, „Ich möchte mir Flügel wünschen.“ *Das Leben der Dorothea Schlegel*, Reinbek bei Hamburg 1995.

28 Friedrich Schlegel an Friedrich Wilmans, 13. August 1802, in: *Die Brüder Schlegel. Briefe aus frühen und späten Tagen der deutschen Romantik*, hg. von Josef Körner, Berlin 1926, S. 42. Vgl. außerdem den Artikel der Chézy *Aus dem Briefe einer Deutschen. An Adelaïde von B.*

Geschichte des Grafen Gerard von Nevers und der schönen und tugendhaften Prinzessin Euryanthe von Savoyen, seiner Geliebten, die 1804 in Friedrich Schlegels *Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters* in Leipzig erschien²⁹. Am 6. April 1804³⁰ wurde sie Dorotheas Taufpatin in der evangelischen Kapelle der schwedischen Gesandtschaft.

Bei Schlegel lernte sie auch ihren zweiten Ehemann kennen. Der berühmte Orientalist und Mitbegründer der französischen Indologie Antoine Léonard de Chézy unterrichtete Schlegel im Persischen und muss ein Bild von einem Mann gewesen sein:

„Seine Erscheinung war von überraschender Schönheit“, beschrieb ihn Helmina von Chézy beinahe 50 Jahre später:³¹

„Die Seele, die aus seinen schönen Zügen leuchtete, verlieh seiner Anmut einen überirdischen Glanz. Das regelmäßige Oval seines Hauptes war von dunkelbraunen Locken umwallt. Seine großen blauen Augen strahlten von Geistesglanz, die schönen gewölbten dunkeln Augenbrauen, die langen schattigen Wimper[n], die sanft gebogene Nase, der feine Purpurmund, die warmen Töne des bräunlichen Angesichts, bildeten ein harmonisches Ganzes, [...]“

Er war das jüngste von 17 Kindern, Sohn eines in Frankreich berühmten Brückenbauers und einer herben, streng katholischen Mutter, die sich ständig in die 1805 geschlossene Ehe mischte und nie zufrieden war mit ihrer Schwiegertochter, die als launenhaft, ungeduldig und geschwätzig galt und der jeder Sinn für Hauswirtschaft und Ordnung fehlte – worauf im Hause Klencke

geb. von H. in Berlin, in: *Europa. Eine Zeitschrift*, hg. von Friedrich Schlegel, 1. Bd./1. Stück, Frankfurt/M. 1803, S. 159–168.

29 *Geschichte der tugendsamen Euryanthe von Savoyen*, in: *Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen*, hg. von Friedrich Schlegel, 2. Teil, Leipzig 1804. Vgl. auch die spätere Ausgabe: *Euryanthe von Savoyen: Aus dem Manuskript der Königl. Bibliothek zu Paris: „Histoire de Gerard de Nevers et de la belle et vertueuse Euryant de Savoye, sa mie, übertragen von Helmine von Chézy, geb. Freiin Klencke*, Berlin 1823. Die Geschichte beruht auf dem zwischen 1227 und 1231 entstandenen *Roman de la Violette ou de Gérard de Nevers* von Gerbert de Montrieul; neu herausgegeben von Friedrich Wolfzettel, Stuttgart 2024.

30 Stern, *Dorothea Schlegel* (wie Anm. 27), S. 194.

31 H. v. Chézy, *Unvergessenes* (wie Anm. 9), 1. Teil, S. 251.

kein Wert gelegt worden war. Und für Dienstpersonal mangelte es am Geld, denn Chézy gelang es trotz härtester Arbeit nie, genügend Einkünfte zu erlangen. Zwei Söhne wurden geboren, Wilhelm und Max, denen die ganze überströmende Liebe ihrer Mutter galt.

Wie der Alltag der Ehe aussah, kann man in den Erinnerungen des Sohnes Wilhelm nachlesen, einem später recht erfolgreichen Journalisten, der die Geschichte seiner Kindheit und das Leben mit seiner Mutter 1863 in zwei Bänden unter dem Titel *Erinnerungen aus meinem Leben. Helmina und ihre Söhne* erscheinen ließ³².

Während Gatte Chézy tage- und nächtelang in Bibliotheken und am Schreibtisch saß und aus dem Persischen übersetzte, die umtriebige Schwiegermutter, die bei ihnen lebte, durchs Haus geisterte, überall Unordnung und Schmutz feststellte und lautstark bekanntgab, wollte Helmina von Chézy ständig³³

„...über alles und jedes reden, was ihr durch den Sinn schwirrte, und war viel zu ungeduldig, eine gelegene Zeit abzuwarten, so daß sie weder die Beschäftigung noch den Schlaf desjenigen achtete, dem sie etwas mitteilen zu müssen glaubte. [...] Wenn man nicht sofort auf jede ihrer flüchtigen Launen einging, und vollends, wenn man eine mürrische Antwort gab, so nahm sie sich gleich zu Herzen, und dann folgte leicht ein stürmischer Ausbruch von Thränen und Klagen über Lieblosigkeit, Undank, Verrath und Abfall. [...] Die Ehe gestaltete sich zum Fegefeuer und führte endlich zur Trennung unter der Form eines Urlaubs, welchen Chézy seiner Frau auf unbestimmte Zeit ertheilte, ohne später jemals eine Einberufung zu versuchen.“

1810 verließen Helmina von Chézy und ihre Söhne Paris in Richtung Heidelberg. Ihr Gatte zahlte bis zu seinem Lebensende jährlich 2400 Franken Unterhalt³⁴, und die beiden sahen sich nie wieder. Was ihr Sohn nur am Rande bemerkte, war, dass sie bereits wieder schwanger war³⁵. Ihr dritter Sohn, Frie-

32 Wilhelm von Chézy, *Erinnerungen aus meinem Leben. Erstes Buch: Helmina und ihre Söhne*, 2 Bde., Schaffhausen 1863.

33 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 1, S. 9.

34 Ebd., S. 10.

35 Ebd.

derich Sulpitius Leopold Anton, wurde im Januar 1811 geboren und starb bereits mit sieben Monaten. Er war die Frucht einer der zwei leidenschaftlichen Affären, die Helmina von Chézy in ihren letzten Monaten in Frankreich durchlebte. Zwei Männer kamen als Vater in Frage, und beide hielten das nach eigenen Bekenntnissen auch für durchaus möglich: der österreichische Orientalist Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall und der Dichter und Naturkundler Adelbert von Chamisso³⁶.

Noch 1799 hatte Goethe geklagt:³⁷

„Suchen Sie doch übrigens ja einen Correspondenten in Paris zu erhalten, damit man zeitig erführe, was in Kunst und Wissenschaft dort vorgehe. Es wird zwar alles dieß in Deutschland novellistisch und journalistisch herumgeschleift, aber auf eine so fatale und unzulässige Weise, daß man auf diesem unreinen Wege nichts davon erfahren mag.“

Helmina von Chézy war die perfekte „Correspondentin“. Gut vernetzt mit direktem Zugang zu den neugeschaffenen Institutionen wie Nationalbibliothek und Louvre, befreundet mit glänzenden Sternen des kulturellen Himmels in Paris und absolut professionell liefernd hatte sie sich mit ihren zwei Bänden über *Leben und Kunst in Paris seit Napoleon* beim deutschen Lesepublikum eingeführt. Damit teilt sie sich mit der Schriftstellerin Therese Huber den Rang der ersten Berufsjournalistin Deutschlands, aber im Gegensatz zu Huber, die ihre Texte unter dem Namen ihres zweiten Ehemanns, des Schriftstellers und Redakteurs Ludwig Ferdinand Huber, unterzeichnete, vermied es Helmina von Chézy eher, Pseudonyme zu verwenden (selten benutzt sie „Sylvandra“) – ein im frühen 19. Jahrhundert absolut unübliches und modernes Verfahren für eine schreibende Frau. Zurück nach Deutschland kehrte sie, inzwischen 27 Jahre alt und alleinerziehende Mutter von zwei kleinen Söhnen, als Vertreterin einer mobilen Generation junger Deutscher mit komplizierter Biographie und unter enormem finanziellem Druck arbeitend.

36 So bei Eva Münz, *Helmina von Chézy eine deutsche Schriftstellerin und lästige Frau*, Neckenmarkt 2012; vgl. auch: Till Gerrit Wädelich, „Durch Webers Betrügerey“ (wie Anm. 3), S. 64.

37 Johann Wolfgang von Goethe an Wilhelm von Humboldt am 15. September 1800, vgl. *Goethes Werke*, hg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, 4. Abteilung, Bd. 15: *Goethes Briefe (1800–1801)*, Weimar 1894, S. 105.

Die Mobilität jedoch sollte sich zu rastloser Unruhe steigern, von Heidelberg aus ging es nach Frankfurt am Main, weiter nach Aschaffenburg, Amorbach, Darmstadt, wieder Heidelberg. In dieser Zeit entstanden Gedichte, Novellen, Reiseberichte, Übersetzungen und Betrachtungen zur Kunst. Immer fand sie Gönner, so den letzten Kurfürsten von Mainz und späteren Großherzog Karl Theodor von Dalberg, auf dessen Veranlassung hin ihr erstes Schauspiel *Eginhard und Emma*³⁸ entstand. Und ganz nebenbei erlernte sie die spanische Sprache so gut, dass sie Calderón-Stücke zu übersetzen und für die deutsche Bühne zu adaptieren vermochte³⁹, was ihr zusätzliche Anerkennung einbrachte.

Inzwischen brach aber der Krieg aus, der Europa von Napoleon befreien sollte. Das hatte natürlich auch für Helmina von Chézy Auswirkungen finanzieller Art. Ihr Unterhalt aus Frankreich wurde nicht mehr transferiert, und das Frankfurter Bankhaus Bethmann, das bisher die Auszahlung übernommen hatte, weigerte sich bis zur Klärung des Konfliktes, ihr auch nur einen Franken auszuhändigen⁴⁰. Also lebte die kleine Familie auf Pump, den ihr freundlicherweise Bäcker, Metzger und Kaufleute einräumten. Ihr Verleger Johann Friedrich Cotta gewährte Vorschüsse, und auch Freunde und Bekannte liehen Geld.

Während ihr Sohn voll glühender Begeisterung die Aufmärsche der freiwilligen Jäger, später der Kosaken in ihren prächtigen Uniformen bestaunte, widmete sich Helmina von Chézy der Arbeit in den Lazaretten und Kriegsgefangenenlagern⁴¹. Besonders die französischen Kriegsgefangenen hatten unsägliche Qualen zu erleiden. Klarsichtig erkannte sie, wäre die französische Armee siegreich aus den Schlachten hervorgegangen, hätte man die Krieger im

38 *Eginhard und Emma. Ein Spiel mit Gesang von Helmina von Chézy*, in: *Urania auf das Jahr 1817*, S. 113–166.

39 U.a. *Die Silberlocke im Briefe. Ein Schauspiel in drey Acten*. Frey nach Don Pedro Calderon de la Barca Henao y Riano, von Helmina von Chézy, in: *Urania auf das Jahr 1815*, S. 171–226; *Scenen aus Calderons Schauspiel „El galan Fantasma.“, Für die Bühne bearbeitet von Helmina v. Chézy, geb. Fr. Klencke*, in: *Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz*, Jg. 1, Nr. 19 (1. Februar 1817), S. 74f., Nr. 20 (3. Februar 1817), S. 77f. und Nr. 22 (7. Februar 1817), S. 86f.

40 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 1, S. 46.

41 H. v. Chézy, *Unvergessenes* (wie Anm. 9), 2. Teil, S. 72ff.

französischen Rheinland mit Jubel empfangen und auf Rosen gebettet. Nun aber lagerten sie auf Misthaufen und bekamen weder Brot noch Wasser. Mit Leidenschaft suchte sie eben die Metzger und Bäcker auf, die ihr schon halfen, und veranlasste sie Suppe, Tee und Brot zu den Gefangenen zu bringen. Und sie berichtete Joseph von Görres, der dieses Material für eine Artikelserie im *Rheinischen Merkur* über das Hospitalwesen in Preußen verwendete⁴².

Mit einem Kabinettschreiben des preußischen Königs ausgestattet, erlangte sie in Folge Zutritt zu allen Lagern und Lazaretten. Beinahe ununterbrochen reiste sie durch das Rheinland, verteilte Gelder an die zahlreichen neugegründeten Frauenvereine, die sich der Krankenpflege widmeten, Verbandsmaterial, Früchte und Brot. Aber damit nicht genug: zunächst im belgischen Namur und dann in Köln erlebte sie, wie der preußische Staat – d.h. die Kommandantur der Festung Köln – mit seinen eigenen Verwundeten umging. Die Korruption unter dem Lazarettpersonal trieb die prächtigsten Blüten, und von Pflege konnte keine Rede sein.

Das Brot war faulig oder verschimmelt, das Verbandsmaterial bestand aus stinkenden Lumpen, die Wäsche war elend und die chirurgischen Instrumente rostig – es war empörend! Keiner, bei dem sie als selbsternannte Kontrollinstanz vorsprach, fühlte sich zuständig, jeder wiegelte ab. Um das Los der Verwundeten zu lindern, wandte sie ihr eigenes Geld auf, verlangte aber die Abrechnungsprotokolle zu sehen und verfasste im Januar 1816 einen Brief an den Generalkommandanten der nun preußischen Rheinprovinz, Feldmarschall August Neidhardt von Gneisenau (1760–1831), in dem sie ihm Abschriften der Protokolle vorlegte und ihn um Abhilfe bat:⁴³

„Von den zu Gott emporschreienden Ungerechtigkeiten, welche hier gegen die wackern Soldaten, jetzt, da sie invalide abgehen, begangen werden, ist in Köln keine Hülfe zu hoffen; ich rufe zu Ihnen, der sie in Tod und Sieg geführt, Sie werden mich hören.“

42 Vgl. *Rheinischer Merkur*, (Reprint Bern 1971), 2. Jg., 1815, Nr. 185 (28. Januar), Nr. 191 (9. Februar), Nr. 199 (25. Februar), Nr. 206 (11. März), Nr. 207 (13. März), Nr. 240 (20. Mai), Nr. 256 (21. Juni), Nr. 339 (4. Dezember), Nr. 342 (10. Dezember) und Nr. 343 (12. Dezember).

43 H. v. Chézy, *Unvergessenes* (wie Anm. 9), 2. Teil, S. 135.

Gneisenau sandte ihre Beschwerden zur Prüfung zurück nach Köln. Nun aber trat die Preußische Invaliden-Prüfungs-Kommission auf den Plan, die unter Anleitung des Kölner Festungskommandanten Helmina von Chézy der Beleidigung des preußischen Militärs beschuldigte und sie einem Militärgericht übergab. Sie erklärte daraufhin, ein rheinisches Gericht sei für sie als Preußin nicht zuständig, woraufhin sie zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und der Zahlung von umgerechnet 550 Reichsthalern verurteilt wurde. Der Zuführung durch die Behörden entzog sie sich durch die Flucht nach Berlin – das Reisegeld, 600 Franken, händigte ihr der Bankier Boisserée aus⁴⁴. In Berlin stellte sie sich dem preußischen Kammergericht und wurde von keinem Geringeren als dem Schriftsteller, Juristen, Karikaturisten, Komponisten, Dirigenten und Musikkritiker E.T.A. Hoffmann, nach seiner Zeit als Kapellmeister in Dresden nun Informations-Kommissar, in drei Instanzen verteidigt und endlich im Juli 1817 freigesprochen und vollständig rehabilitiert.

Der Fall erregte ungeheures Aufsehen⁴⁵. Aber obwohl man, besonders in der Frauenliteraturgeschichte, gern den Grund für den Prozess darauf zurückführt, dass Helmina von Chézy „nicht weiblich zu Werke gegangen wäre“⁴⁶, liegen die Ursachen für die Erbitterung, mit der er geführt wurde, doch ganz woanders.

Es war ein Stellvertreterkrieg, in dem unterschiedliche Interessen und auch Rachegefühle mitspielten. Einerseits behagte es der katholischen Rheinregion und besonders Köln gar nicht, seit 1815 vom protestantischen Preußen regiert zu werden. Andererseits reagierte Preußen sehr empfindlich auf die fortschrittliche Gerichtsreform, die die rheinischen Provinzen, bis dahin mit dem modernen Code Civil⁴⁷ gar nicht so unzufrieden, eigenmächtig durchgeführt hatten und die ein grelles Licht auf das immer noch ständisch strukturierte Allgemeine Preußische Landrecht von 1793 warf. Und letzten Endes spielten hier die Empfindlichkeiten zweier Männer hinein, die unbedingt gewinnen wollten. E.T.A. Hoffmann erkannte in einem der an der Vertu-

44 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 1, S. 86.

45 H. v. Chézy, *Unvergessenes* (wie Anm. 9), 2. Teil, S. 161–175.

46 Ebd., S. 141.

47 1804 von Napoleon eingeführtes Zivilrecht, galt bis 1813 in allen von Frankreich besetzten Ländern.

sung maßgeblich beteiligten Beamten den preußischen Generalmajor Wilhelm von Zastrow (1752–1830), der einst gegen ihn intrigierte und für den er keinerlei Sympathie hegte – andererseits verwendete sich Staatskanzler Karl August von Hardenberg für sie, der ein erklärter Feind der rheinischen Gerichtsreformen war und dessen Leibarzt, der Schriftsteller und Mediziner Dr. Ferdinand Koreff, einst auch Helmina von Chézys Leibarzt in Paris gewesen war – also, ein Netz aus divergierenden Interessen.

Keine Zeitung und kein Verlag wagten es, ihre „Einmischung in Männersachen“ öffentlich zu machen. Also entschloss sich Helmina von Chézy, ausgewählte Dokumente des Prozesses zu ihrer Verteidigung zwischen verschiedenen poetischen Arbeiten und dem Roman *Emma* unter dem Titel *Neue auserlesene Schriften der Enkelin der Karschin*⁴⁸ zu verstecken. Der Band konnte nur erscheinen, weil sie sich zuvor eine Subskriptionsliste mit bedeutenden Namen aus Kultur, Politik und höherem Adel gesichert hatte. Den Erlös stiftete sie den Lazaretten – aber auch hier gab es Probleme, weil sie es, wie so oft, schlicht vergessen hatte, von den eingehenden Geldern den Drucker, Engelmann in Heidelberg, zu bezahlen⁴⁹.

Das heimische Berlin war jedoch nicht das Pflaster, das sie sich für ihre Dichtkunst und ihr Leben wünschte. Ihre Kontakte beschränkten sich auf E.T.A., seinen Verleger Julius Eduard Hitzig, den Maler und späteren Ehemann von Fanny Mendelssohn Bartholdy, Wilhelm Hensel, und dessen verwitwete Mutter. Ihre Söhne schlossen sich den Turnerscharen⁵⁰ des Pädagogen, Publizisten und Politikers Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) an, und Helmina von Chézy erfuhr, wie ihr Sohn Wilhelm schrieb:⁵¹

48 *Neue auserlesene Schriften der Enkelin der Karschin*. Herausgegeben auf Unterzeichnung zur Unterstützung verwundeter Vaterlandsvertheidiger, 2 Teile, Heidelberg 1817.

49 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 1, S. 82.; H. v. Chézy, *Unvergessenes* (wie Anm. 9), 2. Teil, S. 174.

50 Gegründet 1810 in der Hasenheide bei Berlin als Deutscher Bund zur Befreiung und Einigung Deutschlands. Hier wurden Knaben in Leibesübungen und ausgedehnten Wanderungen trainiert. Erweitert um Spiele, Schwimmen und Fechten diente dies jedoch nur vordergründig der körperlichen Ertüchtigung – für wichtiger galt die paramilitärische Ausbildung, um im Kampf gegen den „Feind“, nämlich Frankreich, gerüstet zu sein.

51 W. v. Chézy, *Erinnerungen*, (wie Anm. 32), Bd. 1, S. 133.

„[...] im Sommer 1817 ein schweres Herzeleid. Sie wurde dick. Die schlanke zierliche Gestalt setzte Fett an und quoll auf wie eine Dampfnudel. Alle Kleider wurden ihr zu enge. Wer sie im Frühling gesehen, kannte sie im Herbst nicht wieder. Sie gerieth darüber in eine gelinde Verzweiflung, die sich oft zu Zornausbrüchen steigerte, wenn jemand das Unglück hatte, eine Aeußerung zu wagen, welche sich mehr oder weniger auf die Veränderung der Gestalt bezog. Ihre Erwiederung pflegte mit der Einrede zu beginnen, daß sie nur dick angezogen sei, um mit Anzüglichkeiten zu schließen, [...]“

Obwohl ihre Popularität nach dem aufsehenerregenden Prozess sprunghaft gestiegen war, so lebte sie in Berlin doch recht einsam. Eigentlich wollte sie zurück in ihr geliebtes Heidelberg. Aber die Fahrt quer durch Deutschland war lang. Näher lag Dresden, wo liebe Bekannte lebten, der Dichter Otto Heinrich Graf von Loeben und die Malerin, Harfenistin und Schriftstellerin Therese aus dem Winkel. Im Spätherbst 1817 wurde die Kutsche nach Dresden bestiegen. Sechs Jahre sollte sie dort leben, so lange wie später in keiner Stadt mehr.

Es ließ sich so gut an. Zunächst wurde ein Quartier in der Herberge „Kleines Rauchhaus“ in der Scheffelgasse genommen, dann eine Wohnung in den Rochschen Häusern nahe der Ostraallee, später am Elbufer in der Calberlaschen Zuckerraffinerie und zum Schluss in der Moritzstraße⁵². Die jeweiligen Haushalte müssen abenteuerlich ausgesehen haben, denn Möbel gab es nicht, wie Wilhelm schilderte. Die Bücher stapelten sich an den Wänden, Kleidungsstücke lagen unter den Betten. Überhaupt zeichnete sich ihre ganze Wirtschaft nicht durch geordnete Behaglichkeit aus. Kaffee kochen, das konnte sie, aber mit dieser Beschäftigung verging schon mal der ganze Morgen. Und auch ihre äußere Erscheinung bestach nicht gerade durch Eleganz, selbst wenn sie sich in teure Stoffe hüllte, sah sie „schlampet“ aus⁵³.

Das hinderte die Dresdner zunächst aber nicht, sie herzlich willkommen zu heißen und sie im Liederkreis aufzunehmen. Schnell konnte sie die Abende mit den dichtenden Hofräten verbringen und die ersten Beiträge zur *Abendzeitung* von Theodor Hell, der eigentlich Carl Gottfried Theodor Winkler

52 Vgl. https://www.stadtwikidd.de/wiki/Wilhelmina_von_Chezy.

53 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 2, S. 105.



Helmina von Chézy

Zeichnung von unbekannt

Kraków, Biblioteka Jagiellońska (PL-Kj, Slg. Varnhagen Ms. 47, Bl. 11)
<https://schriftstellerinnen-varnhagen.eu/schriftstellerinnen/helmina-von-chezy>

hieß, und dem einstigen Juristen und Schriftsteller Friedrich Kind beisteuern. Ihre Erinnerungen und die ihres Sohnes an den Liederkreis sind erheiternd zu lesen. Da war der Hofrat Böttiger: „[...] ein wohlgenährter Greis, der beim Reden immer die Augen zukniff, wodurch er vollends das Aussehen einer spinnenden Katze gewann“⁵⁴, da waren Hell und Kind, von denen man sagte: „Kind gießt Öl in die Lampe, damit Theodor hell brenne“⁵⁵ – womit auf die Vignette auf dem Titel der *Abendzeitung* Bezug genommen wurde.

Aber schon nach einem halben Jahr kühlte sich die Beziehung zum Dresdner Liederkreis ab. Helmina von Chézy ging in ihren Erinnerungen gar nicht darauf ein, ihr Sohn hingegen meinte, es müsse mit der unglückseligen Gabe seiner Mutter zusammengehangen haben, rücksichtslos und verletzend im Umgang zu sein. Und, so ihr Sohn, je höher ihr Ansehen als Dichterin gestiegen sei, die regelmäßig Beiträge zu den allseits beliebten Almanachen lieferte, um so weniger hätten ihr die Dresdner Kleinstädter die Vernachlässigung von Äußerlichkeiten verziehen. Im Gegenteil, sie verstanden es als große Missachtung der Form.

Der Freundeskreis wurde kleiner, übrig blieben u.a. der Maler Gerhard von Kügelgen, der Publizist Carl Konstantin von Kraukling, die Schriftstellerin Karoline Luise Brachmann, die Schriftstellerin und Übersetzerin Fanny Tarnow (mit der es zum Bruch kam, nachdem Helmina von Chézy über deren heimlich gelesene Tagebücher öffentlich geschwätzt hatte) und die Schriftstellerin und Herausgeberin der *Urania*, Wilhelmine Uthe-Spazier. Die Knaben besuchten beide die Kreuzschule, worüber Wilhelm nichts anderes zu sagen wusste, als dies: „Wenn es je eine Anstalt von veralteten Einrichtungen gab, so war es die Kreuzschule.“⁵⁶

Mittlerweile aber steckte Helmina von Chézy in so argen Geldverlegenheiten, was einerseits verwunderlich bei ihrer Produktivität, andererseits verständlich bei ihrer Unfähigkeit zu wirtschaften ist, dass sie wertvolle Erbstücke von der Karschin verkaufen musste. Nun aber wollte sie sich auf

54 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 1, S. 156.

55 Ebd., S. 154f.

56 Ebd., S. 164.

ihr wahres Talent besinnen, nämlich jenes zum Verfassen dramatischer Werke. Wilhelm erinnerte sich:⁵⁷

„Eines Abends brachte sie eine Flasche Madeira mit nach Hause [...]. Die Flasche ward auch glücklich leer und nebenbei manches Blatt Papier voll. Doch nachdem die Dichterin nachmittags ihre Ruhe gehalten, ihren Kaffee geschlürft und die Handschrift durchgelesen, wurden die Blätter in den Ofen gesteckt.“

Das übrigens muss eine Seltenheit gewesen sein, denn meistens, so ihr Sohn, warf sie nichts weg, so dass sich in den Zimmern angefangene Arbeiten stapelten, die sie bei Bedarf hervorzog und zur Fertigstellung und Publikation anbot.

So kam es ihr gerade recht, dass Carl Maria von Weber nach dem überwältigenden Erfolg seines *Freischütz* einen Stoff für eine neue Oper suchte. In den Tagen ihrer Teilnahme am Liederkreis hatte sie ihn kennengelernt, und auch wenn sie und seine Frau Caroline sich herzlich unsympathisch waren und dies auch öffentlich zum Ausdruck brachten⁵⁸, kam sie mit größter Begeisterung auf ihn zu. Weber war noch getragen von der Erfolgswoge seines *Freischütz*, hatte sich aber zugleich mit seinem Librettisten Kind entzweit⁵⁹. Dies nahm Helmina von Chézy zum Anlass, ihm verschiedene Stoffe vorzulegen, die ihm alle nicht zusagten, bis er das Drama der schönen Prinzessin Euryanthe, das sie in Paris für Friedrich Schlegel übersetzt hatte, gelesen hatte. Das, so Weber, sei ein Stoff, wie geschaffen für eine „große Oper“. Zudem meinte er wie schon im Falle Kinds, die Popularität der Chézy würde schwer genug wiegen, um der Oper einen Erfolg zu sichern.

Ihr Verhältnis zueinander blieb lange ungetrübt, die Zusammenarbeit ließ sich zunächst für beide gut an; sie war stolz und glücklich, für den *Freischütz*-Komponisten arbeiten zu dürfen („[Weber] glüht[...]ordentlich

57 Ebd., S. 229.

58 Ebd., S. 232.

59 Vgl. Steffi Böttger, *Meine Stücke gefallen. Der Freischütz-Librettist Johann Friedrich Kind (1768–1843)*, in: *200 Jahre Freischütz. Festschrift des Carl-Maria-von-Weber-Museums*, hg. von Romy Donath, Niederjahna 2021, S. 87–110.

für diese Dichtung“, schrieb sie noch im März 1822 an Therese Huber⁶⁰ und währte sich bereits in der Zukunft als vortreffliche Dramendichterin. Weber war von großem Respekt für die Dichterin erfüllt und bemüht, ihrem Mangel an Bühnenkenntnis abzuwehren. Im Mai des Jahres 1822 begann er frohgemut mit der Komposition. Doch bald tauchten erste Probleme auf, die beide noch kollegial miteinander besprechen konnten. Zum einen stieß Helmina auf Schwierigkeiten, die sehr komplexe Handlung der Erzählung, die sich in vielen Nebensträngen verzweigt, auf das Wesentliche zu konzentrieren. Andererseits wollte Weber eine durchkomponierte Oper schaffen, es sollten keine Nummern aufeinanderfolgen, die mit gesprochenen Dialogen verwoben sind. Als er nun sah, dass die Dichterin überfordert war, versuchte er in den Text einzugreifen, was das Ganze aber auch nicht besser machte.

Helmina von Chézys Sohn nahm hier ausnahmsweise Partei für seine Mutter und schrieb:⁶¹

„Die ursprüngliche Handlung dreht sich nämlich um ein Geheimnis, das durch die alte Amme der Heldin dem Bösewicht für Geld verrathen wird.[...] Das Geheimniß ist im Roman jedoch von einer Art, welcher die Bühne unerbittlich sich verschließt. [Nämlich ein Leberfleck in Form eines Veilchens auf Euryanthes Brust, unmöglich 1823 auf der Bühne zu zeigen! S.B.] Man musste ein anderes finden, und das kostete viele Arbeit und mehrere völlige Umgestaltungen des Textbuches. Ob die Wahl eine glückliche war, ist der Welt unbekannt geblieben, da besagtes Geheimniß in einem Gesangsstücke verrathen wird, dessen Text noch kein sterbliches Ohr verstanden hat. Wer die Worte liest, kann sich durch standhaftes Nachdenken allenfalls eine Vorstellung davon erwerben.“

Aber nicht genug der Schwierigkeiten mit dem Text, nun begannen Diskussionen um das Honorar, das die Dichterin zu beanspruchen glaubte. Schon in

60 Helmina von Chézy an Therese Huber, 30. März 1822 (A045273), vgl. auch *Kommen Sie, wir wollen mal Hausmutterles spielen. Der Briefwechsel zwischen den Schriftstellerinnen Therese Huber (1764–1829) und Helmina von Chézy (1783–1856)*, hg. von Jessica Kewitz, Marburg 2004, S. 61.

61 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 1, S. 241. Zur Libretto-Genese vgl. auch den Themenkommentar von Solveig Schreiter, *Zur Entstehung des Euryanthe-Librettos* (A090115).

ihren Briefen an ihre Verleger, z.B. Cotta und Friedrich Brockhaus, hielt sie sich mit Honorarforderungen nicht zurück – ihr gutes Recht, denn sie musste, wie auch ihre Großmutter und Mutter von den Honoraren ihren Lebensunterhalt bestreiten. Die deutschen Autoren und Verleger hatten nun zum Ende des 18. Jahrhunderts gemeinsam Wege gefunden, Texte relativ gerecht finanziell abzugelten. Das aber galt nicht für den deutschen Musiktheaterbetrieb, von dem Helmina von Chézy ganz offensichtlich keine Ahnung hatte. Zu vermuten ist, dass sie ähnlich moderne Regelungen wie in Frankreich nach der Revolution anwenden zu können glaubte, wo Opern sauber getrennt nach Text und Musik als Einzelkunstwerke behandelt und honoriert wurden. Nicht aber in den deutschen Landen: hier durfte der Komponist auch über den Text frei verfügen und ihn als sein Eigentum betrachten⁶².

Helmina von Chézy forderte neben dem Einmalhonorar von Weber von jedem einzelnen Theater, an dem die *Euryanthe* aufgeführt werden sollte, ein Extrahonorar für ihren Text – ein absolut unübliches, höchst modernes Verfahren⁶³. Wien, dessen Theater am Kärntnertor Weber den Auftrag für die Oper erteilt hatte, fügte sich zähneknirschend. Helmina von Chézy empfing 30 Dukaten, und Weber erklärte ihr behutsam, er könne Ähnliches bei jedem anderen Theater versuchen, aber garantieren könne er für nichts.

Die folgenden, brieflich geführten Diskussionen gestalteten sich äußerst zäh. Zu den Eigenarten Helmina von Chézys gehörte unter anderen ihre nervtötende Fähigkeit, so Wilhelm von Chézy, größere Umwege zu machen, nur um einen Umweg zu sparen⁶⁴. Das gilt auch für ihre Briefe. Es ist nur schwer auszumachen, was sie eigentlich will. Dass dies den guten Weber, der sich einer sehr klaren Sprache befleißigte, nicht in den Wahnsinn getrieben hat, ist ein Wunder.

Briefe von ihr mit Forderungen („Der Ruhm, rechtschaffen u liebevoll für die Belohnung Ihres Dichters gesorgt zu haben ist Ihrer würdig u nothwendig zu Ihrer innern Befriedigung.“⁶⁵) lösten Briefe mit Beruhigungen ab („Arbeiten

62 Vgl. Armin Gebhardt, *Das Rechtsverhältnis zwischen Komponist und Librettist. Eine urheberrechtliche Studie*, Berlin 1954.

63 Helmina von Chézy an Carl Maria von Weber am 31. Mai 1823 (A045224).

64 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 2, S. 130.

65 Helmina von Chézy an Carl Maria von Weber am 31. Mai 1823 (A045224).

Sie ruhig fort, nichts störe Sie!“⁶⁶) Allein das veranlasste Weber zu dem Stoßseufzer in den Tagebüchern: „Brief von der Chézy erhalten, ganz krank darauf geworden.“⁶⁷

Der Text wurde und wurde nicht fertig, jeder Akt musste umgeschrieben, vieles gar gestrichen werden, der Schluss stimmte nicht – kurz, es war zum Verzweifeln. Das kann man aber nicht allein der Dichterin anlasten. Aus einer Erzählung einen dramatischen Stoff zu schaffen, ist schon ein kühnes Unterfangen, ihn jedoch in eine Oper umzuarbeiten, erfordert Erfahrung. Über die verfügte Kind in hohem Maße, nicht aber Helmina von Chézy. Auch Weber betrat hier Neuland – es war also für beide eine große Herausforderung.

Nun aber begann Helmina von Chézy wieder umherzureisen, nach Bad Schandau, nach Pirna, nach Berlin – wo sie nach langer Zeit wieder mit ihrem früheren Geliebten, dem Naturforscher und Schriftsteller Adelbert von Chamisso zusammentraf und wo ihr bekanntes Porträt aus der Feder von Wilhelm Hensel entstand – und Weber hätte sie so dringend in Dresden gebraucht.

Aber noch weiter sollte sie sich von ihm entfernen, wozu die Kränklichkeit ihres Sohnes Wilhelm als Vorwand diente. Schwefelbäder seien gut, verordnete der Arzt. Also, entweder in den Norden oder nach Wien in ein Bad. Da bei der Abreise der preußische Pass nicht zu finden, kein Wunder bei dem Chaos, der kaiserliche aber vorhanden war, stand es fest, über Prag nach Wien zu reisen⁶⁸. Das Gepäck war überreichlich, und an der Grenze, als der Zollbeamte fragte, was es denn enthielte und Helmina von Chézy frohgemut zur Antwort gab: Bücher und Schriften! war die Bestürzung groß. Es galten die Metternichschen Zensurbestimmungen⁶⁹, und gerade Bücher und Schriften

66 Helmina von Chézy an Carl Maria von Weber am 5. Juni 1823 (A044708).

67 Carl Maria von Weber, Tagebücher, 16. Juni 1823 (A063720).

68 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 1, S. 277.

69 Im Zuge der Restaurationsbestrebungen in Europa, die einen langanhaltenden europäischen Frieden sichern sollten, nahm der österreichische Staatskanzler Klemens Wenzel Lothar von Metternich den Mord an August von Kotzebue durch den Studenten Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 und die ‚Heiligsprechung‘ Sands in der liberalen Presse zum Anlass, beginnend mit dem Aachener Kongress und der Vollendung durch die Karlsbader Beschlüsse 1820, jegliche Opposition im Deutschen Bund durch rigorose Zensurmaßnahmen der liberalen, demokratischen und nationalgesinnten Presse zu unterdrücken.

sollten eben nicht unbesehen über die Grenzen gelangen. Es dauerte bis zum nächsten Morgen, bis sie passieren durften⁷⁰.

Auch für Wien besaß sie eine Menge Empfehlungsschreiben, an den Schriftsteller Ignaz Franz Castelli und an den damaligen Dramaturgen des Burgtheaters Joseph Schreyvogel. Hier aber wurden ihre Geldsorgen noch drängender, denn Wien war eine teure Stadt. Oft weigerten sich ihre Söhne, überhaupt auszugehen, weil sie nichts Ordentliches zum Anziehen hatten. Aber darauf legte Helmina von Chézy keinen gesteigerten Wert.

Zu Webers Entsetzen wollte sie nun den Text schon vor der Uraufführung drucken lassen. Zunächst wandte sie sich an den Verleger Georg Joachim Götschen, der aber ablehnte⁷¹ und ihr den Buchhändler Jean Baptist Wallishauser d. Ä. in Wien empfahl. Brieflich bat Weber sie inständig, die Publikation auf die Zeit nach der Uraufführung zu verschieben⁷².

Am 21. September 1823 kam Weber selbst nach Wien, um die Uraufführung der *Euryanthe* vorzubereiten. Er besuchte Opern, hörte die Sängerin Joséphine Fodor, deren Stimme ihn zu Tränen rührte, „die Chézy saß im Parterre und zerriß sich bald mit Grüßen zu mir in die Loge hinauf.“⁷³

Am 10. Oktober, also reichlich zwei Wochen vor der Premiere, stellte Helmina von Chézy ihre Endforderung: sie verlangte noch einmal 600 Taler von ihm, ansonsten werde sie, Wien ausgenommen, alle weiteren Aufführungen gerichtlich untersagen⁷⁴. Dazu Weber: „Ich bin fest entschlossen, mir nun diese fatale Person vom Halse zu schaffen, indem ich sie den gerichtlichen Weg gehen lasse, der sie Mores lehren, und mir Ruhe bringen wird.“⁷⁵ Selbstverständlich zahlte er nicht, und Helmina von Chézy verzichtete natürlich auch auf alle gerichtlichen Untersagungen. Sie war zwar von schnell entflammbarer Leidenschaft und Taktlosigkeit, aber nicht dumm.

Aus ihrer Feder hat sich im Nachlass ein Entwurf für eine Stellungnahme erhalten, vier Seiten lang, der alle Einwürfe Webers bestätigt. Sie hatte von

70 H. v. Chézy, *Unvergessenes* (wie Anm. 9), 2. Teil, S. 251f.

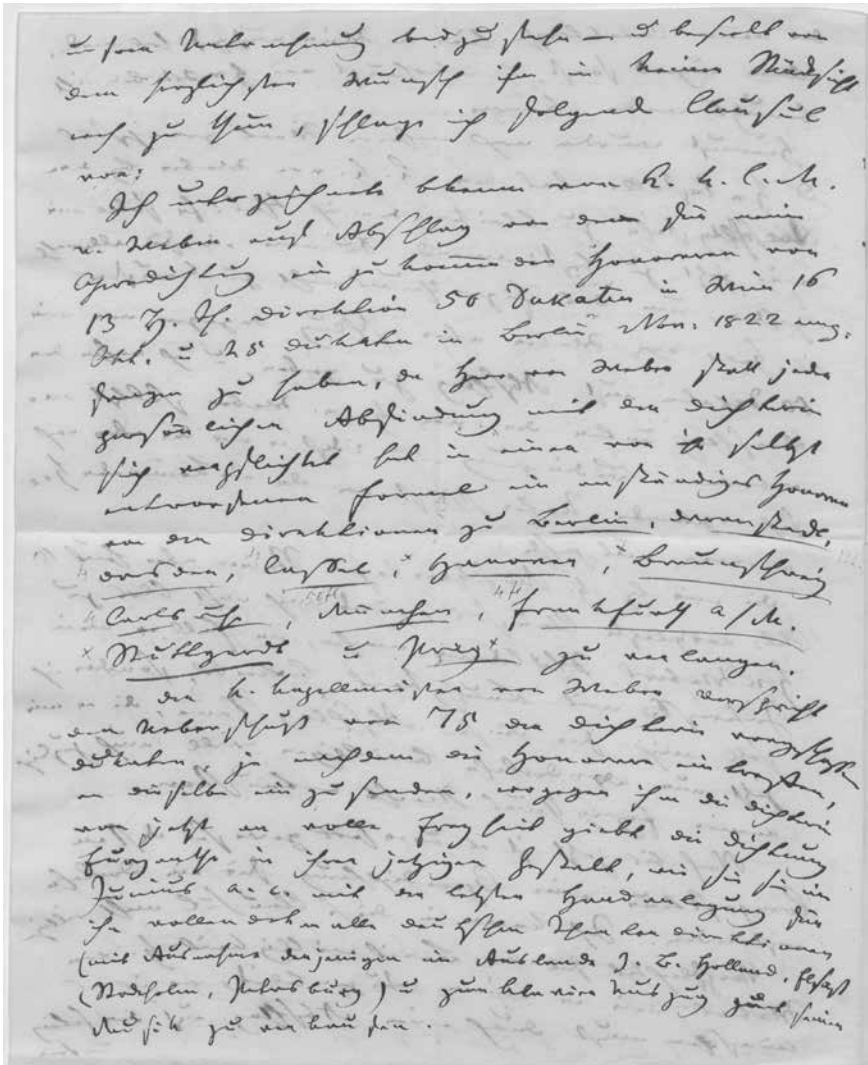
71 Georg Joachim Götschen an Helmina von Chézy, Leipzig am, 4. März 1822 (A048061).

72 Carl Maria von Weber an Helmina von Chézy am 22. Dezember 1822 (A041996).

73 Carl Maria von Weber an Caroline von Weber am 22. September 1823 (A042139).

74 Helmina von Chézy an Carl Maria von Weber am 10. Oktober 1823 (A046088).

75 Carl Maria von Weber an Caroline von Weber am 10. Oktober 1823 (A042150).



Stellungnahme von Helmina von Chézy vom 15. Oktober 1823
D-Bbbaw, NL Chézy, Nr. 100, Bl. 2v

ihm 25 Dukaten erhalten, verstand aber ganz offensichtlich das Grundprinzip nicht und entwickelte eine Formel, nach der sie von jedem Opernhaus, unabhängig von dessen Einnahmen, bei gehaltenen Aufführungen ein „anständiges Honorar“ zu erhalten habe. Damit habe Kapellmeister Weber das Recht, „die Dichtung Euryanthe in ihrer jetzigen Gestalt [...] an alle deutschen Theater Direktionen (mit Ausnahme derjenigen im Auslande [...]) u zum Klavier Auszug mit seiner Musik zu verkaufen.“⁷⁶ Aus Mitleid bot ihr Weber noch einmal 50 Dukaten an⁷⁷, das Geld jedoch lehnte sie stolz ab⁷⁸.

Am 25. Oktober 1823 fand die Uraufführung der *Euryanthe* im Theater am Kärtnerter mit der erst 17-jährigen Sängerin Henriette Sontag in der Titelrolle statt. Den großen Erfolg lobten auch die Rezensenten, aber schon bald musste man einen erheblichen Besucherschwund feststellen. Keiner verstand die Geschichte; die Musik wurde zwar als schön erkannt, aber es mangelte doch an den erwarteten Leierkastenmelodien des *Freischütz*. Da man dies aber nicht dem verehrten Weber zur Last legen konnte, war man sich bald in der Presse und öffentlichen Meinung einig: der Text der Chézy sei daran schuld. Fade und langweilig⁷⁹. Dahinter stand aber auch die einhellige Ablehnung ihrer Tantiemenforderung. Was folgte, würden wir heute einen Shitstorm nennen. Gegen den musste sie sich natürlich wehren. Und das tat sie so vehement, dass sogar ihr Wohlgesonnene die Geduld verloren. So klagte der Schriftsteller Ignaz Franz Castelli an Theodor Hell in Dresden: „Was diese

76 Stellungnahme der Chézy betreffs Honorarforderungen vom 15. Oktober 1823, Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Abteilung Nachlässe, Bestand NL Chézy, Nr. 100 (A032259).

77 Carl Maria von Weber an Caroline von Weber am 12. Oktober 1823 (A042151).

78 Vgl. Brief von Weber an seine Frau vom 22. Oktober 1823 (A042155). Eine Meldung im *Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode*, Jg. 39, Nr. 4 (Januar 1824), S. 31 (A033301), besagt, dass Weber allein vom Theater am Kärtnerter für die *Euryanthe* 240 Dukaten erhalten und von der Steinerschen Musikhandlung für den Klavierauszug 1000 Dukaten zu erwarten habe. Dem stehen die Eintragungen Webers im Tagebuch (31. Juli 1823 (A063765), 29. September 1823 (A063825) und 4. November 1823 (A063861) entgegen, wonach Weber für den Klavierauszug 150 Dukaten und für die Ouvertüre noch einmal 150 Reichstaler erhalten habe.

79 U.a. in: *Rheinische Flora, Blätter für Kunst, Leben, Wissen und Verkehr*, Jg. 2, Nr. 41 (12. März 1826), S. 163f. (A031079); *Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode*, Jg. 38, Nr. 115 (Dezember 1823), S. 937–939 (A031946).

Frau hier für Spektackel treibt, davon kannst du dir keinen Begriff machen. Wo sie nur Jemand anhören will, da schimpft sie über Webern und betrügt sich wie eine gemeine *poissarde*⁸⁰. O Dichterinnen, bleibt mir vom Leibe!⁸¹

Einzig ein ungenannt gebliebener Korrespondent aus Berlin meldete im Weimarer *Journal des Luxus und der Moden* unter dem Titel *Frau von Chézy versteht ihren Vortheil*.⁸²

„Von Wien aus wird versichert, Frau von Chézy, geborne Freyin von Klenke, sey mit dem Componisten ihres Operntextes um deßwillen in jener Hauptstadt zusammen getroffen, um dort an Ort und Stelle, persönlich, desto besser ihren Vortheil in Acht zu nehmen. Sie habe den guten Weber noch vor der wirklichen Aufführung der Oper Euryanthe ziemlich ernstlich, sogar durch Advocaten besprechen lassen, bis er ihr 600 baare Thaler habe auszahlen müssen, in Hoffnung des Gewinnes, welchen dieses Werk von allen Theatern einbringen werde. (Wir wollen das Benehmen der Dame Chézy dahingestellt sein lassen; aber zu läugnen ist doch auch nicht, daß die Operndichter im Vergleich mit den Componisten, zu stiefmütterlich behandelt werden. Eine wahre *societas leonina*⁸³!)“

Tatsächlich mahnte Weber späterhin alle Theaterdirektionen an, auch der Textdichterin ein gesondertes Honorar zu zahlen⁸⁴. Wirklich verzeichnete Weber in seinen Tagebucheinträgen Zahlungen an Helmina von Chézy, die aufgrund der unterschiedlichen Landeswährungen aber kompliziert zusammenzufassen sind⁸⁵.

Um das teure Werk (auch teuer für die Operndirektion) zu retten, beauftragte man nach Webers Abreise den Komponisten Conradin Kreutzer,

80 Poissarde: frz. für Fischweib.

81 Ignaz Franz Castelli an Karl Theodor Winkler am 3. Dezember 1823 (A042044).

82 *Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode*, Jg. 38, Nr. 120 (Dezember 1823), S. 984. (A033300).

83 Latein., auch Leoninischer Vertrag, ein Gesellschaftsvertrag, in dem alle Gesellschafter das Risiko tragen, aber nur ein Mitglied den Gewinn einstreicht.

84 Zu den überlieferten Zahlungen vgl. den Themenkommentar von Solveig Schreiter, *Zu den Honorarstreitigkeiten Webers mit Helmina von Chézy um das Euryanthe-Libretto* (A090187).

85 Ebd.

Kürzungen vorzunehmen. Dies wiederum sah Helmina als Grund für die Ablehnung des Publikums. Einer Freundin klagte sie am 19. Dezember 1823:⁸⁶

„Die *Euryanthe* stirbt hier des blassen Todes, macht leere Häuser, u man kann dem Publikum nicht Unrecht geben, [...] es scheint, als hätte Weber sich den Kopf zerbrochen, den Instrumenten Mißtöne zu entreißen und die schönen Menschenstimmen durch die widrigste Unnatur der Tonsetzung zum heisern Angstschrei zu verwandeln [...] Morgen Abend wird meine Rosamunde gegeben, [...]“

In der Tat hatte sie schon wieder ein Stück aus der Tasche gezaubert, an dem sie wahrscheinlich im Sommer 1823 gearbeitet hatte: *Rosamunde. Ein großes romantisches Schauspiel in vier Aufzügen mit Chören, Musikbegleitung und Tänzen*, das im Weimarer *Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode* wie folgt (rückwirkend für Dezember) angekündigt wurde:⁸⁷

„Die Dichterin der *Euryanthe*, die noch gegenwärtig in Wien ist, beißt sich mit den Kritikern herum, die das Mißgeschick der Oper ihrem Texte vorwerfen, und excipiert, daß sie denselben nicht einmal völlig für den ihrigen erkenne, so habe ihn Weber umgewandelt. Nächstens wird ihr kleines Drama, der neue Narciß, unter dem Titel der Wunderquell⁸⁸, auf dem Burgtheater gegeben, und auf der Wien von ihr Rosamunde, ein Schauspiel mit Musik von Schubert.“

Den Auftrag, dazu eine Bühnenmusik zu komponieren, erhielt der damals schon sehr kranke Franz Schubert Anfang Dezember 1823⁸⁹, völlig überhastet erfolgte die Einstudierung, und schon am 20. Dezember fand die Uraufführung statt. Wieder ein Misserfolg, wieder waren sich die Rezensenten einig, das sei alleinige Schuld der Textdichterin. Es spricht für ihre Naivität im Umgang mit der Presse, als Entschuldigung für die Mängel die kurze Probenzeit von nur fünf Tagen aufzuführen. Andererseits hatte man sich am Theater

86 Helmina von Chézy an Sarah Kaskel am 19. Dezember 1823 (A042051).

87 *Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode*, Jg. 39, Nr. 13 (Februar 1824), S. 101f. (A032047).

88 Helmina von Chézy, *Der Wunderquell. Eine dramatische Kleinigkeit*. Wien 1824.

89 Nach Recherchen von Till Gerrit Waidelich zur *Rosamunde* (wie Anm. 3), S. 27.

auch keine große Mühe gegeben. Das bestätigt eine Rezension im Weimarer *Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode*, in dem es heißt:⁹⁰

„Vermuthlich hatten die Schauspieler, die in solchen Fällen einen gewissen Takt besitzen, vorhergesehen, daß dieses Melodram nicht den glücklichsten Erfolg haben würde, und dann pflegt das Gedächtnis ihnen seine Dienste zu versagen.“

Und auch der mit kd. unterzeichnende Rezensent vom *Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz* traute den Schauspielern sheherische Gaben zu:⁹¹

„Die Darstellung gehörte nicht zu den besten; es wird nicht bloß in Wien vorkommen, daß die Schauspieler ihr eigenes Urtheil über das Stück schon in ihrem Spiel merken lassen, was immer höchst unrecht ist. Gewiss aber hatten bei der „*Rosamunde*“ die Schauspieler schon vorher selbst die Kritik entworfen, denn man sah es an vielen Nachlässigkeiten, daß sie sagen wollten: hier ist Mühe und Anstrengung verloren. Schade um manche hübsche und sinnige Stelle in dieser Dichtung.“

Die *Rosamunde* erlebte nur noch eine Aufführung, 1824 am Theater am Isartor in München, allerdings nicht mit Schubertscher Musik. Dabei blieb es, obwohl Helmina später noch den bayerischen und den sächsischen König um Wiederaufführung ersuchte.

Felix Mendelssohn Bartholdy kannte sie seit ihren Berliner Jahren. Als junges Mädchen war sie Gast bei den Sonntagsmusiken in der Leipziger Straße gewesen, aber noch etwas verband die kleine Familie mit ihm. Als sie 1822 einige Monate in Berlin weilte, spielte ihr fast gleichaltriger Sohn Max mit Felix dessen Lieblingsspiel, das in der Familie Mendelssohn „Katzenstrazipaziren“ genannt wurde:⁹²

„Zwei Knaben hatten sich gegeneinander gekehrt auf alle Viere niederzulassen; auf jeden setzte sich rittlings ein anderer, der seinem Widerpart die Hände von rückwärts über die Schultern reichte. Die ‚Rosse‘ zogen an, und der Sieg blieb bei diesem umgekehrten Turnier demjenigen, welcher den anderen mit sich fortzog. Der Anblick dieser Katzenbalge-

90 Ebd., S. 31, Anm. 89.

91 *Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz*, Jg. 8, Nr. 27 (16. Februar 1824), S. 132.

92 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 1, S. 268.

rien schien sehr komisch gewesen zu sein. Papa Mendelssohn lachte, daß ihm die Rippen wehthaten [...].“

Mendelssohn nun bot sie 1826 ein Libretto nach einem persischen Stoff an, *Feridun*. Der 17-jährige Felix ging jedoch gar nicht darauf ein⁹³. Helmina ließ nicht locker, skizzierte sogar schon die Wiener Besetzungsliste, spannte auch die Mutter, Lea Mendelssohn Bartholdy, in ihre Bemühungen mit ein. 1827, Helmina von Chézy, inzwischen in München wohnhaft, machte ihm erneut Avancen, Mendelssohn ging nicht darauf ein. Ein Brief Mendelssohns an seine Familie ist jedoch erhalten, in dem es heißt: „Wer kam neulich sehr früh auf meine Stube, als ich noch in Hemdsärmeln war? Wer war diese Dame? [...] Wer spricht viel und wäscht sich wenig? Wer zog gleich aus der Manteltasche ein Opersujet? [...] Nu, die Chézy!“⁹⁴

Erst 1832 schien er sich für ein überarbeitetes Libretto von ihr interessiert und kurz eine Zusammenarbeit in Erwägung gezogen zu haben. Aber wirklich nur kurz. Und noch einmal, 1847, bot Helmina ihm einen Opernstoff an, den er nun unmissverständlich ablehnte. Auch Albert Lortzing, dem sie mit überschwänglichen Worten verschiedene Dramenentwürfe angepriesen hatte, verzichtete auf die Zusammenarbeit⁹⁵. Ihre Karriere als Opernlibrettistin hatte damit ein Ende gefunden.

Neben ihrer rastlosen und immensen Produktivität kümmerte sie sich in rührender Weise um die Ausbildung ihrer beiden Söhne und unternahm mit ihnen lange Fußwanderungen durch die österreichischen Berge. Ihr Sohn Wilhelm berichtete darüber ausführlich und schilderte manche Eigenart Helmina von Chézys, so ihre Sportlichkeit, mit der sie trotz ihres deutlichen

93 Vgl. Till Gerrit Waidelich, „*Wer zog gleich aus der Manteltasche ein Opersujet?*“ *Helmina von Chézys gescheiterte Libretto-Projekte für Felix Mendelssohn Bartholdy*, in: *Mendelssohn-Studien. Beiträge zur neueren deutschen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 12 (2001), S. 149–177, außerdem: Irina Hundt, Till Gerrit Waidelich, „*Im gastlichen Hause Mendelssohns*“. *Erinnerungen an den Mendelssohnschen Salon von Helmina von Chézy*, in: *Schubert: Perspektiven*, Bd. 5 (2005), S. 92–100.

94 Brief vom 7. November 1831 an die Familie, adressiert an den Vater Abraham Mendelssohn Bartholdy; vgl. *Felix Mendelssohn Bartholdy. Sämtliche Briefe*, hg. von Anja Morgenstern und Uta Wald, Kassel u.a. 2009, Bd. 2 (Juli 1830 bis Juli 1832), S. 416.

95 Helmina von Chézy an Albert Lortzing am 30. Mai 1844 (A044870); Albert Lortzing an Helmina von Chézy am 13. Juli 1844, in: Albert Lortzing, *Sämtliche Briefe. Historisch-kritische Ausgabe*, hg. von Irmlind Capelle, Kassel u.a. 1995, VN 216.

Übergewichts hohe Berge zu erklimmen vermochte. Und dabei, so Wilhelm, habe die reinste „Zigeunerei“⁹⁶ geherrscht. Immer war sie auf dem Sprung, änderte aber fortwährend ihre Pläne, so dass es weder vorwärts ging, noch irgendeiner zum Sitzen kam. Dabei verband sie einen gänzlichen Mangel an Ortssinn mit entschiedener Rechthaberei. Eine Geschichte ist beispielhaft für sie. Es war am Hafnerberg, in der Steiermark, direkt am Wallfahrerweg nach Maria Zell, wo sie (Helmina, ihre Söhne und die Trägerin des Gepäcks) ein Quartier aufsuchten und in einen Schlafsaal gewiesen wurden, der über eine Vielzahl von Betten verfügte, genug ein ganzes Regiment zu beherbergen:⁹⁷

„Die Trägerin, eine ausgelernte Pilgerin, warf sich halb entkleidet in das nächstbeste Bett. Die Söhne wollten es auch so machen, mußten sich aber zur Geduld bequemen. Helmina war schon in Gaststuben in den Fall gekommen, zwei Betten zur Verfügung zu haben, und das hatte ihr, wie sie am anderen Morgen regelmäßig zu erzählen pflegte, nicht geringen Verdruß bereitet. Die Wahl that ihr weh, und nachdem sie endlich gewählt, kam die Reue, so daß sie tauschen musste. Jetzt erblickte sie ein Dutzend Betten vor sich und ihre Ratlosigkeit schien ohne Grenzen. Nachdem die Söhne endlich zum Liegen gekommen und sie selber ein paar Betten probiert hatte, wurden die kaum Entschlummerten aufgeweckt, um den Platz zu wechseln. Dann wurden Kissen und Decken ausgetauscht oder anders zurechtgemacht. Schließlich mußten Strohsäcke und Bettgewand herausgerissen und auf dem Estrich geordnet werden. Mitternacht war lange vorüber, bevor die Dichterin endlich ihr Schnarchconcert begann und im übrigen Ruhe gab. Am Morgen sah der Schlafsaal aus, als hätte ein Pulk Kosaken darin übernachtet.“

Ihre Söhne aber waren inzwischen älter geworden und drängten zur Selbstständigkeit. Wilhelm, der schon in jungen Jahren „Jamben schwitzte“⁹⁸ wollte Journalist werden, Max Maler. Aber auch ihren erwachsen werdenden Söhnen gegenüber konnte Helmina von Chézy sich ihre überzärtliche Sorge nicht abgewöhnen.

96 W. v. Chézy, *Erinnerungen* (wie Anm. 32), Bd. 2, S. 117.

97 Ebd., S. 142f.

98 Ebd., S. 82.

Ihr Mitgefühl, das ihre Söhne nur noch nervte, sie dazu oft genug trieb, wildfremde Unglücksvögel unter ihre Fittiche zu nehmen, ließ sie aber gleichzeitig sehr scharfsichtig soziales Elend erkennen. Als die drei im Salzkammergut unterwegs waren, erlebte sie die bittere Armut der Salinenarbeiter, Weber und der Spinnerinnen. Mit Unterstützung der Kaiserin Caroline Auguste, die ihr wohlgesonnen war, wollte sie die Lage der Armen verbessern. Also richtete sie unzählige Bittstellungen und Petitionen an sie. Und tatsächlich, sie wurde zur Audienz gebeten, die sie später in ihren Erinnerungen als „[die] seligsten Stunden meines Lebens“⁹⁹ bezeichnete.

Die Kaiserin erklärte sich zu einer mildtätigen Gabe von 200 Gulden bereit. Bis das Geld jedoch eintraf, reiste Helmina rastlos von Ort zu Ort, wollte Gewerbeschulen für arme Mädchen einrichten, redete auf Salinenbeamte ein und zog sich den Verdacht zu, eine Revolution anzetteln zu wollen. Aber schnell waren sich alle einig, eine harmlose Schwärmerin, die das Leben nur aus Büchern kenne, vor sich zu haben. Eine Donquichotterie nannte das ihr Sohn.

Den Schlusspunkt setzte eine enttäuschende Audienz beim Kaiser selbst. Erbittert setzte sie sich nieder und schrieb einen Text, der wohl zum Besten ihrer Publizistik gehört: *Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens. Von ihm selbst erzählt*¹⁰⁰. Das Leben zweier junger Spinnerinnen, deren Fleiß und Standfestigkeit in schweren Zeiten wird erzählt, die wegen technischer Neuerungen ihre Arbeit verlieren. Der papierne Kragen ist ein Sinnbild für die Technisierung der Produktion, die früher von Hand verrichtet wurde und dramatische gesellschaftliche Umbrüche hervorrief. Aber nicht maschinenstürmerisch schrieb sie gegen die Einführung von Neuerungen an. Nein, vieles vom Alten solle zwar bewahrt bleiben, Gutes hingegen solle sich durchsetzen und Erleichterungen bringen. Veränderungen aber müssten sozial abgefedert werden, um menschliche Zufriedenheit zu gewährleisten.

Das kleine Werk zählt in der deutschen Literatur zu den ersten Darstellungen moderner ökonomischer und technischer Vorgänge und ist eine der ersten Schriften über werktätige Frauen. Helmina von Chézy kann also mit

99 H. v. Chézy, *Unvergessenes*. (wie Anm. 9), 2. Teil, S. 311f.

100 Helmina von Chézy, *Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens. Von ihm selbst erzählt*, Wien 1829; (neue Ausgabe, vgl. *Handarbeit*, hg. von Christiane Holm, Berlin 2020, S. 137–164).

Fug und Recht als Vorläuferin einer sich erst kurz vor 1848 entwickelnden Gattung sozialkritischer Literatur des Vormärz bezeichnet werden.

Ebenso ihr 1833 in Wien unter dem Titel *Norika* erschienenes *Neues ausführliches Handbuch für Alpenwanderer und Reisende durch das Hochland von Oesterreich*¹⁰¹ wies nachdrücklich auf die erbärmlichen sozialen Verhältnisse der Bewohner des Salzkammergutes hin, aber obwohl Helmina von Chézy es der Kaiserin Caroline Auguste widmete, wurde es sofort von der Wiener Zensur verboten¹⁰².

1830 zog die kleine Familie nach München, wo Wilhelm ein Jurastudium und Max zunächst eine Ausbildung an der Kunstakademie begann. Aber die Söhne zogen sich mehr und mehr von ihr zurück, bis es zum vollständigen Bruch kam. 1832 war Antoine de Chézy in Paris gestorben, und mit großer Beharrlichkeit hatte sie eine kleine französische Rente erstritten – sein wissenschaftlicher Nachlass jedoch blieb für sie unerreichbar. In ihren letzten produktiven Jahren arbeitete sie kontinuierlich an Artikeln über Frauen. Es erschienen erweiterte Nekrologe, so über Luise Brachmann, Dorothea Schlegel und Rahel Varnhagen von Ense. Gemeinsam mit Fanny Tarnow gab sie die Frauenzeitschrift *Iduna* heraus¹⁰³, die von den männlichen Kollegen als gänzlich unnütz beurteilt wurde, mit der ersten Berufsjournalistin Therese Huber führte sie einen ausführlichen kollegialen Briefwechsel. Und noch einmal gab sie eine Auswahl ihrer Korrespondenzberichte aus Paris heraus, 1840 in Johann Friedrich Hammerichs *Freihafen. Galerie von Unterhaltungsbildern*¹⁰⁴.

Erst als 1846 ihr schon lange kränklicher Sohn Max starb, war sie nicht mehr in der Lage zu schreiben. Dennoch verfolgte sie mit großem Interesse die vorparlamentarischen Kämpfe der badischen Demokraten um den Poli-

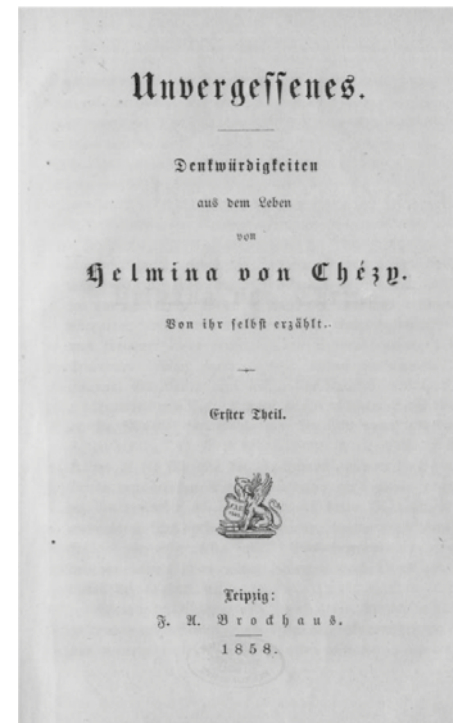
101 Helmina von Chézy, *Norika. Neues ausführliches Handbuch für Alpenwanderer und Reisende durch das Hochland in Oesterreich ob der Enns, Salzburg, die Gastein, die Kammergüter, Lilienfeld, Mariazell, St. Florian und die obere Steyermark*, München 1833; vgl. Karin Baumgartner: *Das Reisehandbuch als weibliche Auftragsarbeit im Vormärz: Helmina von Chézys Gemälde von Heidelberg (1816) und Norika (1833)*, in: Christina Ujma, *Wege in die Moderne. Reiseliteratur von Schriftstellerinnen und Schriftstellern des Vormärz*, Bielefeld 2009, S. 57–68.

102 Vgl. Hundt (wie Anm. 3), S. 75.

103 *Iduna. Zeitschrift für Frauen, von Frauen*, 1820 in Chemnitz erschienen.

104 Helmina von Chézy, *Überlieferungen und Umrisse aus Napoleons Tagen*, Teil 2–4, in: *Der Freihafen* 3, Hefte 3 und 4 und in: *Der Freihafen* 4, Heft 1, 1840/41.

tiker und Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung Carl Theodor Welcker (1790–1869), den charismatischen und radikaldemokratischen



Revolutionär Friedrich Hecker (1811–1881) und den Initiator des Hallgarten-Kreises, einer der vielen Keimzellen der Frankfurter Nationalversammlung, Johann Adam von Itzstein (1775–1855), kümmerte sich um einzelne soziale Fälle, stritt mündlich und publizistisch um die Rechte von Frauen¹⁰⁵.

Inzwischen beinahe völlig erblindet zog sie 1852 in die Nähe von Genf, wo sie vergeblich hoffte, von Ärzten noch geheilt werden zu können. Mit einer kleinen Pension von 200 Talern der Dresdner Tiedge-Stiftung für sächsische Künstler¹⁰⁶ versorgt, begann sie etwa ab 1853 ihrer Großnichte Bertha Borngräber ihre Erinnerungen zu diktieren, die postum unter dem Titel *Unvergeßenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben* in

Leipzig erschienen und ausgesprochen lesenswert sind. Am 28. Januar 1856 starb sie im Alter von 73 Jahren.

105 U.a. in: *Die Stellung der Frauen zur Gesellschaft*, in: *Helmina von Chézy an eine Freundin*, 23. Mai 1844, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, NL 900.

106 Die Tiedge-Stiftung war 1841 im Andenken an den Dichter Christoph August Tiedge in Dresden gegründet worden. Sie unterstützte hilfsbedürftige Dichterinnen und Dichter, Künstlerinnen und Künstler sowie deren Witwen und Waisen. Das Stiftungsvermögen wurde vom sächsischen Kulturministerium verwaltet. Eine weitere bekannte Pensionsempfängerin war die Schriftstellerin Julie Florentine von Großmann (1790–1860). In den Adressbüchern Dresdens ist die Tiedge-Stiftung bis 1892 nachgewiesen.

Webers *Euryanthe* ist heute eine wenngleich selten gespielte, so dennoch im kulturellen Gedächtnis festverankerte Oper des 19. Jahrhunderts, seine Text-Dichterin Helmina von Chézy ist heute jedoch selbst Germanisten oft unbekannt. Gewiss, sie bediente sich des schwärmerischen, empfindsamen Tones der Zeit, ihr Werk strotzt von Illusionärem und Utopischem, und selbst die Rolle der Frau begriff sie eher als seelenvoll lindernd in Hauswesen und Öffentlichkeit – vieles ist heute schwer lesbar. Die wirklich scharfe sozialkritische Publizistik des Vormärz, z.B. die einer Louise Otto-Peters (1819–1895), stand der deutschen Literatur erst noch bevor. Helmina von Chézys langes Leben, so außergewöhnlich, unstat und abenteuerlich, gilt es noch, in all seinen Facetten zu entdecken – ebenso wie ihr höchst komplexes literarisches Werk, dass sich keiner der üblichen Kategorien zuordnen lässt. Es ist an der Zeit, dass sich die Literaturgeschichtsschreibung dieser modernen und überaus produktiven¹⁰⁷ Autorin noch mehr annimmt¹⁰⁸.

107 Eine noch unvollständige Zusammenstellung ihrer Veröffentlichungen findet man in einem handschriftlichen Verzeichnis, das in der Bibliothèque nationale überliefert ist (A100380) und unter: <https://portal.dnb.de/opac.htm?method=simpleSearch&query=119360659>.

108 Hingewiesen sei auf den vom 9. bis 11. März 2023 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main im Rahmen der *Kalathiskos-Reihe* durchgeführten Workshop einer international besetzten Wissenschaftlergruppe, der sich unter dem Titel: „*Ich bin, dies Meer entwerfend, auf einer Meerfahrt begriffen*“ besonders mit ihrer Leistung auf dem Gebiet der „romantischen Reportage“ und dem Zusammenhang zwischen Autorschaft und Ökonomie beschäftigte, sowie auf: Selma Jahnke, *Hätten Sie doch tausend Hände zum Schreiben. Die Korrespondenz zwischen Helmina von Chézy und Carl Bertuch*, Göttingen 2024. Epub oder PDF: <https://www.vr-elibrary.de/doi/10.14220/9783737015936.221>.